

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 8

Artikel: Die Ersten und - Vergessenen [Fortsetzung]
Autor: Grieder, Erhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Ersten und — Vergessenen

Zu früh gemachte Erfindungen

Von Erhard Grieder

Erste Fortsetzung

Niemand hatte Zeit in diesen Jahren, in diesem ganzen Jahrhundert. Zuerst war es der Dampf gewesen, der die Menschheit begeistert hatte, nun kam die Elektrizität, das geheimnisvolle Fluidum, die Energie, mit der man spielte wie Kinder mit Schneebällen spielen, ohne die Lawinen zu ahnen, die sie entfesseln können.

Die Maschine wurde das Zaubermittel, das man anzubeten begann, zu vergöttern und fast mehr als sich selbst zu lieben. Die Maschine, die Zeit sparen sollte, zerhackte sie in kleine Stücke, raubte sie den Menschen und war im besten Zuge, zum Herrn und Tyrann der Erde zu werden.

Es ist natürlich, daß bei diesem Sturm in ein neues Zeitalter hinein die lauten Erfindungen und Entdeckungen schneller bemerkt und bekannt wurden als die stilleren — mochten diese auch für die Zukunft oft weit bedeutungsvoller sein. Und immer ist der Mensch, das Individuum, das Wesen mit dem sonderbaren Gehirn, unzertrennlich mit seinem Werk verbunden. Eine der merkwürdigsten Geschichten aber aus dieser Zeit ist wohl:

Der Lehrer-Wettlauf.

Diese Geschichte hätte eigentlich von Charles Granville Backman geschrieben werden müssen. Aber der kleine, dicke und behende C. G. Backman schrieb nie Geschichten, sondern lebte sie. Er selbst war wie die Figur eines Romans, eine kleine, ganz und gar erfundene Hintergrundfigur, die bei allen Ereignissen dabei war, das meiste bemerkte und selber niemals bemerkt wurde oder störte.

Ueber das nun, was er den «Lehrer-Wettlauf» nannte, berichtete er so ruhig, wie man nur von den aufregendsten Episoden sprechen kann. Backmann ist seit mehr als einem Dutzend Jahren tot, Krieg und Kriegsende ließen den Greis die unheimliche und wunderbare Lust, immer in nächster Nähe der Dinge zu leben, verlieren.

Er saß, wenn er erzählte, gern in einem mächtigen Ohrenstuhl, den runden Kopf mit dem schütterten Weißhaar gegen eine der geblühten Polsterbacken gelehnt, und sprach in die Luft hinein:

«Ich war ja damals ein junger Dachs. Mein Vater hatte mir ein nettes Vermögen hinterlassen, und ich konnte mit meinen Reisen anfangen, die erst 1914 aufhörten. Ja, ich fuhr dem Fortschritt nach — so dachte ich damals. War auch nicht falsch gesagt; ich mußte alle Wunder unserer wunderbaren Zeit an der Quelle, am Ursprung sehen, die Männer sehen, die am Aufbau des neuen Weltalters arbeiteten.

Nach Friedrichsdorf bin ich doch halb durch Zufall gefahren — ein Nest in Thüringen; aber es ist komisch, die großen Männer kamen weit häufiger aus Nestern als aus den Zentralen der Kultur. Da also habe ich den Lehrer kennen gelernt, einen freundlichen Mann, ziemlich still — er ist ja dann fünf Jahre darauf an der Schwindsucht gestorben, 1874, glaube ich. Wir sprachen von allerhand, natürlich auch von der Elektrizität und Telegraphie, das war damals große Mode — und da ich Hughes kannte, der ja nur drei Jahre älter war als ich, so kamen wir in eine nette Unterhaltung. Schließlich lud er mich ein, ihn zu besuchen, er wolle mir etwas zeigen, das mich vielleicht interessiere.

Wir gingen in sein Haus, ich lernte seine zarte Frau kennen, dann führte er mich in ein richtiges Laboratorium, Werkstatt, pedantisch sauber. Auf einem Tisch ein Kasten mit einem Trichter, ähnlich wie eine Kaffee-

mühle, daran Drähte, auf der Erde eine Reihe elektrischer Elemente.

Sagte ich Ihnen schon, wie er hieß? Reis, Lehrer Philipp Reis. Er bat mich, vor den Kasten zu treten und abzuwarten. Dann ging er aus dem Zimmer, ich sah mich um — und plötzlich höre ich, wie mich ein Geist ruft. Klingt heute sehr lächerlich; ich lachte auch eine Minute später — aber zugleich fühlte ich, wie mich etwas anfaßte. Die Geisterstimme kam kaum hörbar, zirpend aus dem Kasten vor mir — und es war kein Mensch außer mir im Raum.

Ich rief nach dem Lehrer, legte das Ohr an den Apparat — und der Kasten antwortete mir, er befände sich einige Zimmer weiter und dies sei der Versuch eines sprechenden Telegraphen, den er «Telephon» nennen wolle.

Augenblicke später stand Reis wieder neben mir, lächelnd, bescheiden, mit einer stillen Ruhe, die mich nicht dazu kommen ließ, lärmend begeistert zu sein. Ich dankte ihm und fuhr am nächsten Tage fort.

Nun muß ich Ihnen etwas beichten — das ist wichtig bei dieser Geschichte. Ich bin heute ein alter Mann, bald fünfundsachtzig Jahre, mein Lieber. Ich habe ziemlich viel gesehen — und immer geschwiegen. Ich hätte vielleicht dies und das beschleunigen können, Menschen zusammenbringen — das war nicht meine Aufgabe, das fühlte ich, das wußte ich. Ich sollte nichts tun, als still beobachten; und ich wollte auch nichts anderes.

Reis hatte mir damals noch Briefe gezeigt, höhnische Ablehnungen seiner Erfindung durch den berühmten Poggendorf und andere, hatte mir von seinem großen Vortrag vor fast sechs Jahren, 1864, in Gießen, erzählt. Jetzt war er müde, innerlich unbesiegt, weiter arbeitend; aber so ziemlich ohne Hoffnung auf Anerkennung.

Als der deutsch-französische Krieg ein neues politisches Bild in Europa schuf, ging ich nach Boston, wo ich Freunde hatte. Und dort sollte ich merkwürdig genug an den Lehrer aus Friedrichsdorf erinnert werden.

Ich lernte einen eingewanderten Schotten aus Edinburgh kennen, einen gewissen Alexander Graham Bell, der auch Lehrer war, Lehrer für Taubstumme. Man erzählte mir, daß er an geheimnisvollen und schrecklichen Apparaten arbeite — das machte mich neugierig.

Und eines Tages ging ich einfach zu ihm in die Wohnung. Ein Mädchen öffnete:

«Herr Bell arbeitet.»

«Sagen Sie ihm, ich komme mit Grüßen von —»

Ich nannte den Namen eines meiner besten Freunde. Sie ging die Kellertreppe hinab und rief durch die verschlossene Tür meinen Namen und die Empfehlung. Ich konnte Bells Antwort nicht hören; aber das Mädchen kam herauf und deutete nach unten:

Worauf sie davonlief, als seien hundert Teufel hinter ihr her. Ich stand vor der Tür, Bell überleiste sich nicht gerade. Dann ließ er mich ein, mit einem mißtrauischen und zugleich erwartungsvollen Blick.

Ich sah mich um. Der Raum war schlecht mit Kerzen beleuchtet und es roch irgendwie erschreckend. Mitten im Keller, dessen rohe Wände hier und dort Salspeter ausschwitzten, stand ein Tisch; ich trat näher, sah, was sich dort befand, und starrte Bell entsetzt an. Er nickte: «Ein Ohr — das Ohr eines Toten. Haben Sie schwache Nerven?»

Ich atmete tief und sah das abgetrennte Ohr an, das dort in einem Drahtgestell befestigt und von dem Kerzenlicht sonderbar beleuchtet war:

«Nein — aber — es ist ungewöhnlich, Mister Bell.»

«Nicht ungewöhnlicher als das, was ich suche. Sie sind kein Anatom?»

«Nein.»

«Es ist nicht schwer zu begreifen. Das Trommelfell im menschlichen Ohr ist eine wunderbare und sehr zarte Membran, die Gehörknöchelchen — hier, Hammer, Amboss und Steigbügel nach ihrer Form genannt, übertragen die Erschütterungen der Membran — ich bin dabei, einen sprechenden Telegraphen zu bauen.»

Er sah mich an, stellte dann das Ohr fort und holte ein anderes, das an einen Kasten angebaut war. Das sah so grauenvoll aus, daß ich plötzlich eine Schwäche verspürte. Da war das Ohr des Mannes, der nicht mehr am Leben war — und das Ohr sollte noch hören, sollte noch...

Bell unterbrach meine Gedanken:

«Sehen Sie — diese Nadel — es war nicht ganz leicht, eine haltbare Verbindung mit dem Ohr herzustellen, ich habe ja immer nur verdammt wenig Zeit, ehe mir das Material verdirbt — also es ist ein Hebel und hier —»

Er nahm ein Stück Spiegelglas und ließ es über der Kerze voll Ruß blaken:

«Das wird hier befestigt und nun sprechen Sie nicht lauter als sonst in das Ohr hinein!»

Ich mußte mich räuspern, mir schien es plötzlich unausdenkbar gespenstisch, in das tote Ohr hineinzureden. — Sie werden das heute Sentimentalität nennen, mag sein; aber wenn Sie da unten in dem Keller gesessen hätten, hätten Sie auch eher an schwarze Magie als an Wissenschaft und Technik gedacht!

Ich erinnerte mich an den stillen, freundlichen Lehrer in Thüringen, an Reis — und sprach.

Und dann zeigte Bell mir die geschwärzte Glasscheibe, auf der die Nadel Kurven und Zacken eingezeichnet hatte. Das von meinem Reden erschütterte tote Trommelfell hatte die Gehörknöchelchen und mit ihnen die aufzeichnende Nadel bewegt. Bell sagte finster:

«Ich bin den Dingen auf der Spur. Eine Membran, die schwingt, von der Sprache bewegt. Elektrischer Strom, dessen Intensität durch die Schwingungen beeinflusst wird — und eine Abhörvorrichtung, bei der der Gang umgekehrt ist — klingt sehr einfach — und der Teufel soll mich holen, wenn ich es nicht doch noch fertig bringe!»

Ich hörte Bell reden — und zugleich hatte ich auf einmal das Bild vor mir, dieses Bild eines unheimlichen und großartigen Wettlaufs, ausgefochten zwischen den beiden Lehrern, die einander nicht kannten, vom gleichen Dämon getetzt und getrieben wurden und ihr Wesen in ihre Schöpfung hineingossen.

Bell machte eine Pause und sagte plötzlich matt: «Schauderhaft — aber nötig, nötig, unbedingt nötig, verstehen Sie?»

Und als ich ihn nur schweigend ansah, brüllte er fast: «Damit die Lebenden sich einmal unterhalten können, ohne sich zu sehen, muß ich die Ohren Toter abschneiden lassen und hineinschreien! — Kommen Sie, Mister Backman!»

Wir gingen gemeinsam ans Licht, nach oben, weg aus dieser Höhle dunkler Geheimnisse.

Später hörte ich, daß Bells Hoffnungen verfrüht waren, es sollte noch eine Reihe von Jahren dauern, ehe er Erfolg hatte.

Der Wettlauf war also noch nicht am Ende.

Ich wußte, daß in Friedrichsdorf ein Apparat stand, der bereits fertig, brauchbar, vollkommen in seiner Art war, während Bell noch tobend arbeitete. Ich wußte es und schwieg.

Und ganz unvermittelt — aber das muß ich noch erwähnen:

(Fortsetzung Seite 220)



Schädigen Sie Ihre Zähne nicht mit rauen Zahnpasten

Es gibt Zahnpasten, welche zwar reinigen, aber auch kratzen. Andere sind unschädlich aber unwirksam. Pepsodent steht an erster Stelle, sowohl in Bezug auf Wirksamkeit als auch auf Unschädlichkeit.

Eine umwälzende Erfindung gelangt jetzt in der Pepsodent-Zahnpasta zur Verwendung; ein Reinigungs- und Poliermaterial, welches alte Ansichten über die Aufgabe einer Zahnpasta umstößt.

1. Es ist unerreicht in Bezug auf das Entfernen von fleckigem, zerstörendem Film.
2. Es verleiht dem Email eine glänzendere Politur — einen strahlenden Glanz.
3. Es ist unschädlich . . . das ist das Wichtigste von allem. Unschädlich, weil es weich ist; doppelt so weich als die Poliermaterialien, welche gewöhnlich verwendet werden.

Das neue Reinigungs- und Poliermaterial in Pepsodent ändert das Aus-

sehen der Zähne in wenigen Tagen. Erst kürzlich entdeckt, ist es vollständig verschieden von all den Substanzen, welche heute gebraucht werden.

Den Film zu entfernen ist und bleibt die Hauptaufgabe von Pepsodent. Heute löst Pepsodent diese Aufgabe besser denn je. Im Film — jenem schlüpfrigen Belag auf den Zähnen — sammeln sich Bakterien an, welche die Zahnfäule verursachen. Der Film nimmt Flecken von Speisen und Tabak auf und macht die Zähne unansehnlich. Den Film wegzuschaffen ist ebenso wichtig für die Schönheit wie für die Gesundheit.

Versuchen Sie Pepsodent — die hervorragende wissenschaftliche Zahnpasta unserer Zeit.



GEBRAUCHEN SIE PEPSODENT ZWEIMAL TÄGLICH.

SUCHEN SIE IHREN ZAHNARZT JEDES JAHR MINDESTENS ZWEIMAL AUF.

5015-K-SZ

Das neue Italien erwartet Sie

CAPRI HOTEL VITTORIA PAGANO Pensionspreis von Lire 18 bis 35. Rest. Carlo Pagano. RUHE + SONNE + MEER + GARTEN + JEDER KOMFORT

Verläßt nicht Italien, ohne vorher

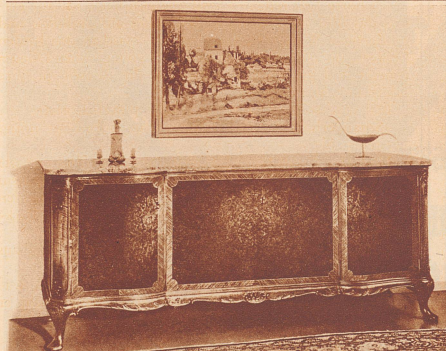
PALERMO

den klimatischen und touristischen Aufenthaltsort

und seine **Conca d'Oro** auf der wunderbaren Insel **SIZILIEN** zu besuchen.

Eisenbahn- und Schiffs-Preismäßigungen „Primavera Siciliana“ vom 15. Oktober bis 15. Mai

Auskünfte erhältlich bei der Azienda Autonoma per la Stazione di Soggiorno e Turismo Palazzo di Città, Palermo (Italia).



Speisezimmer „LIVERPOOL“

Feine Handschnitzereien sind zur Charakterisierung der meisten Möbelstile unerlässlich. Im Gegensatz zur hochplastischen Ornamentik des Barock und Rokoko, sind die Schnitzereien der heute bevorzugten englischen Stil Möbel zart und flach gehalten. Sie wirken fein und unaufdringlich und verursachen keine Staubansammlung.

meer Möbel

Besuchen Sie unsere Ausstellungen. Verlangen Sie unseren neuen Katalog mit Kostenvoranschlag. Sie kaufen bei uns vorteilhaft direkt ab Fabrik.

ZÜRICH
Goethestr. 16
beim Theater
LUZERN
Zentralstr. 18

Vaters Verantwortung und Vorsorge

ist eines der wichtigsten Kapitel im Leben und gehört zur Grundlage der Familie überhaupt. Der Verdienst des Vaters ernährt heute Frau und Kinder. Wer soll für sie sorgen, wenn dieser Verdienst auf einmal fehlt, wenn der Tod den Vater wegnimmt?

Sie glauben, das hat noch Zeit?

Lesen Sie als Antwort diesen Brief, welchen unser Vertrauensmann, Herr Baumann in Meiringen, vor wenigen Tagen schrieb:

Ich teile Ihnen mit, daß die Versicherung von Herrn . . . nicht zustande kommt. Herr . . . wollte per Ski das Eidgenössische Skifest in Grindelwald besuchen und ist beim Traversieren der Großen Scheidegg in eine Lawine geraten und hat dabei den weißen Tod gefunden.“

Zu spät! Er hatte zu lange gewartet

VITA-VOLKS-VERSICHERUNG

das ist ein Begriff, der nicht nur durch die drei V am Anfang, sondern innerlich einen engen Zusammenhang hat mit **Vaters Verantwortung und Vorsorge**! Die V.V.V. hilft dem Vater, seine Verantwortung mit gutem Gewissen zu tragen. Die V.V.V. ist der Weg, welcher Ihnen mühelos zu einem Sparkapital verhilft. Sie legen **wöchentlich nur einen kleinen Sparbatzen** auf die Seite und sichern sich **trotzdem das ganze Kapital von Anfang an**! Wir haben ein **Schriftchen** gedruckt, welches eine genaue Erklärung des Vita-Sparplanes enthält. Der untenstehende Abschnitt berechtigt Sie zum **kostenfreien Bezug** desselben. Sie sollten es aber noch heute verlangen, Sie wissen

ja, man vergißt **V. Conzett & Huber, Zürich 4** so leicht etwas! Generalvertretung für die Vita-Volks-Versicherung

Unterzeichneter wünscht kostenlos und ohne jede Verpflichtung Ihr Schriftchen „Er hat gespart“ Z. J. 8

Name:

Adresse:

Einsenden an: V. Conzett & Huber, Zürich 4, Morgartenstraße 29
Generalvertretung für die Vita-Volks-Versicherung

An dieser Karte erkennen Sie unseren Vertrauensmann!



Bitte darauf achten!

Ich traf auf der Jahrhundertausstellung in Philadelphia Bell hinter einem kleinen Tisch, auf dem er seinen Apparat aufgebaut hatte. Kein Mensch kümmerte sich um ihn. Sollte der Wettlauf so ausgehen? Sollte Bell das gleiche Schicksal haben wie Reis, von dem ich seit vielen Jahren nichts gehört hatte?

Dann entstand eine kleine Bewegung. Der Kaiser von Brasilien, Don Pedro, kam mit einem größeren Gefolge, wollte weiter und sah zufällig Bell, den er von früheren Versuchen, eine Taubstummenvorrichtung zu erfinden, kannte. Er begrüßte ihn, und Bell bat ihn wohl, seinen Apparat zu versuchen.

Der Kaiser tat es, ich hörte Augenblicke danach den Ruf:

«Mein Gott, es spricht!»

Und in der nächsten Minute kamen die Presseleute, die Reporter, die Sensationsjäger — die Welt.

Hatte Bell das Rennen gewonnen?

Ich wandte mich nach Friedrichsdorf — um zu erfahren, daß Reis schon seit vier Jahren tot sei.

Bell konnte ohne Störung durch ihn seinen Fernsprecher ausbauen —»

Der Greis richtete sich ein wenig auf und sah ins Leere, nickend und lächelnd, als begrüßte er dort, jenseits unserer Sinne, Bekannte. Dann meinte er ruhig:

«Bell hatte den Erfolg — aber was ist das? Der Apparat heißt Telefon, so nannte ihn der stille deutsche Lehrer — ich weiß nicht, wer in diesem Wettlauf als Sieger durchs Ziel ging.

Doch, ich weiß es — und Sie wissen es auch. Der Sieger war Philipp Reis — und als er am Ziel stand, das

noch niemand sah, hatte er sich hingelegt und war gestorben wie ein Held der antiken Tragödie.»

Charles Granville Backman war ernst geworden und schwieg nun, als sei er von einem Augenblick zum anderen in Schlaf gefallen.

Der jähzornige Gärtner

Der alte Monier — man nannte ihn seit seinem dreißigsten Jahr so und kein Mensch wußte, wie der Gärtner eigentlich mit Vornamen hieß — dieser Monier war ein echter Franzose. Seine leidenschaftliche Sehnsucht nach Ruhe, Behaglichkeit und ungestörtem Leben — sehr verständliche Wünsche für einen Mann, der mit sanfter Hand Pflanzen zu warten und zu hegen hat — wurde nur von einem anderen Trieb übertroffen, seinem Jähzorn.

Er besaß außerhalb der Mauern von Paris um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine ziemlich ausgedehnte Gärtnerei, die anfangs einigermaßen einsam lag, später aber von der sich ausgedehnten Stadt oder vielmehr ihren Vororten umwachsen wurde, wie Unkraut ein sorgfältig gehaltenes Blumenbeet umwuchert.

Der alte Monier, der um die Zeit, als diese Geschichte spielt, ein kräftiger Vierziger war, ein mittelgroßer Bursche mit rundem Keltenschädel, dichtem Haarwuchs drauf, einem Paar funkelnder Augen und einem Mund, über dem sich der Schnurrbart sträubte, lebte mit seinen Leuten und einer Haushälterin und Köchin fast einsam in seinem umzäunten Revier.

Er stand mit dem grauen Morgen, im Winter schon in tiefster Dunkelheit auf und inspizierte die Pflanzungen, die Glaskasten der Mistbeete, das Gewächshaus mit den empfindlichen Tropenpflanzen. Jeden Morgen hatte er einen Grund zum Aerger. Entweder war die Heizung des Treibhauses zu stark oder zu schwach, oder irgendwo lag ein vergessener Besen, eine Hacke, auf die man trat, daß der Stiel hochschnellend einem gegen den Bauch klappte. Das Mädchen — es war nämlich auch ein junges Mädchen da, das mit der Haushälterin in einem Raum schlief und die Stecklingspflege hatte — hatte immer etwas falsch gemacht; kurz, Monier fand einen Grund zum Zorn, weil er einen finden mußte und sonst wahrscheinlich unglücklich gewesen wäre. Er belieferte ein paar der großen, schönen Läden in den Boulevards, es ging ihm nicht schlecht; aber natürlich sparte er mit dem Eifer und der Zähigkeit des Franzosen, dem das Dasein als Rentner die Krönung eines harten Lebens zu sein hat. Monier hatte gedient; und wenn es einmal gar nichts in der Gärtnerei auszusetzen gab, ging er mürrisch und traurig in die Baumschule in der einen Ecke des ausgedehnten Terrains. Das war die letzte Zuflucht, wütend zu werden, die letzte, aber auch die sicherste.

Wie standen die jungen Stämmchen schon wieder da! Die kleinen Lorbeerbäume, die gerade wie Lineale zu sein hatten, ausgerichtet wie eine Kompanie Infanterie! Er schrie sie an, schüttelte die zarten graugrünen Stangen mit den runden Büschen darauf, mühte sich ab, sie zu richten — und ging dann fluchend davon.

Der Alte stand stets eher auf als seine Leute; aber die brauchten keinen Wecker. Denn jetzt erst konnte er los-

Nur Ovomaltine schafft Ovomaltine-Erfolge



DAS WENIGSTENS KANN SIE SCHON EBENSO GUT WIE IHR GROSSER BRUDER: OVOMALTINE TRINKEN NÄMLICH!

Sie weiss: Sport strengt an, man wird müde dabei, und wenn der grosse Bruder auf jedes Rennen hin Ovomaltine bekommt, warum sollte es ihr nicht ebenso gut gehen!

Gebt den Kindern Ovomaltine, viel Ovomaltine, denn sie brauchen nicht nur Nahrung, um die

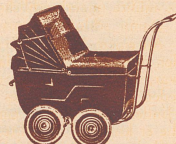
täglich verbrauchte Kraft zu ersetzen, sondern sie müssen ausserdem noch wachsen, und da ist nur die beste Nahrung gut genug. Ovomaltine hilft mit zum gesunden Gedeihen, sie ersetzt die verbrauchten Kräfte rasch und verleiht dem Körper wieder seine normale Widerstandskraft.

Ovomaltine ist überall in Büchsen zu Fr. 2.— und Fr. 3.60 erhältlich.

Dr. A. WANDER A.-G., BERN

Wisa-Gloria's letzte Neuheit!

Das Schwingachsen-Supermodell 1935 in seiner eleganten, gediegenen Ausführung mit Gummieinzelradabfederung, Vollscheibenräder mit lautlosem Patent-Fiberschnapper, — der vornehmste Gesundheits-Kinderwagen. Verlangen Sie gratis Katalog und Ernährungsleitfaden durch die Wisa-Gloria Werke A.G. Lenzburg



Wenn das Wetter wechselt und Ihre **RHEUMATISCHEN SCHMERZEN** wiederkommen, schützen Sie sich durch Anwendung von

THERMOGÈNE

Wärme erzeugende Watte.

Reglement. Verk.-Pr. : 1,25 Fr. das Paket, in allen Apotheken.

Gen.-Vertr. : Ets. R. Barberot, S.A., Genf.



Oh! Mutti wie schön Du bist



das macht Crème Suisse die beste nicht fettende Haut-Crème.

Tagescrème Tube Fr. 1.25 • Nachtcrème Topt Fr. 2.—

toben, sich bücken, Blumentöpfe, die überall gestapelt oder einzeln umherstanden, packen und knallend zu Scherben schmeißen — es war ein Glück, daß die Gärtnerei groß genug war, um den Lärm nicht allzustark nach außen dringen zu lassen.

Sobald das tönerner Klirren im Garten anfang, sprangen die Gehilfen aus den Betten und zogen sich hastig an, die beiden Frauen bereiteten eilends das Frühstück — und Monier konnte sicher sein, wenn er unter dem Pelotonfeuer seiner Blumentopfgranaten das Haus betrat, alles in bester Ordnung und gerüstet für den Arbeitstag vorzufinden.

Sobald er dann drinnen war, die groben Arbeitsschuhe mit weichen Pantoffeln vertauscht hatte, und zusah, wie Marie, die Kleine, den Kaffee in die große Schnurrbarttasse eingoß, war er nett und friedlich und im Herzen zufrieden. Er hetzte die Leute nicht, wurde nicht böse, wenn Jaques, der Vorarbeiter, ihn fragte, ob die Scherben, die der «Patron» gemacht hatte, nun wieder in der einen Ecke vergraben werden sollten; und dann gab es jeden Tag das gleiche Gespräch.

«Tief vergraben, Jaques, ich will das nicht mehr sehen, was ich da gemacht habe.»

«Sehr wohl, Herr Monier — wo war es denn dieses Mal?»

«Zuerst auf dem Weg von der Baumschule bis zum Gewächshaus, Jaques — dann erst fünfzig Meter weiter, da, wo die Lilien stehen, von da bis zu den Marshall Niel Rosen sehr viel, Jaques, sehr viel — Ihr habt da einen so großen Stapel stehen lassen — die letzten bei den Veilchen, immerhin zehn oder zwölf, darunter ein paar sehr große Töpfe. —»

«Teuer, Herr Monier —»
«Entsetzlich teuer — es kann so nicht weiter gehen. Der Töpfer muß auch mehr nachlassen — bei unseren großen Bestellungen. Sagtest du etwas, Jaques?»

«Ich? Kein Wort, Herr. Der Herr hat ganz recht. Es müßte unzerbrechliche Töpfe geben.»

Damit schloß jedesmal die Unterhaltung.

An einem Morgen aber, es war im Winter 1865, hatte der alte Monier, der damals zweiundvierzig Jahre alt war, Pech. Er geriet in der Dunkelheit, obwohl er doch jeden Schritt breit seines Bodens kannte, auf einmal in Hindernisse, zuerst in eine wohl verlegte Mistbeetscheibe, die er knallend in Splitter trat; dann aber in ein Drahtgeflecht, das ihn nicht losließ. Er fand Gelegenheit, so ausgiebig wie seit langem nicht in Zorn zu geraten, brüllte dann wütend um Hilfe und mußte von dem verblüfften Jaques buchstäblich ausgewickelt werden.

Danach aber war sein Zorn verrauht und er ging sehr still ins Haus. An diesem Tag war er im Freigelande

nicht zu sehen, hockte trotz der Kälte im Schuppen und machte sich drinnen an irgend etwas zu schaffen.

Am Abend fehlte er beim Essen, und war am kommenden Morgen zum erstenmal seit vielen Jahren nicht unterwegs, sondern wieder in seinem Schuppen, aus dem man ihn ab und zu fluchen hörte. Gegen Mittag rief er Jaques herein. Da standen — der Vorarbeiter sah ihn erblassend an — Blumentöpfe. War der alte Monier verrückt geworden?

Der Gärtner weidete sich an dem Gesicht seines Vorarbeiters:

«Na, Jaques? Ueberrascht, was?»

«Ja, Patron — Blumentöpfe —»

«Natürlich, du Esel; aber sieh mal genau hin!»

Es waren große Kübel, die üblichen tönernen Kübel. Aber als Jaques nun dicht heran trat, sah er, daß in den gelben Tonkübeln weiße Töpfe staken — und da, dort standen auch andere Kübel, die von außen weiß waren, grauweiß, als seien sie aus Zement.

Monier grunzte:

«Nimm mal ein paar und komm mit!»

Kopfschüttelnd folgte Jaques seinem Meister. Sie gingen auf eine uneben gepflasterte Stelle und hier befahl Monier:

«Jetzt schmeiß die Töpfe hin — aber richtig, los!»

Jaques wollte seinen armen Herrn, der offenbar den Verstand verloren hatte, nicht unnötig reizen, hob den größten der Zementkübel und schmetterte ihn zu Boden.

Der Kübel knackte, sprang wieder auf, rollte ein Stück und blieb liegen. Monier lachte den Sprachlosen aus:

«Schmeiß mehr, zerhau alle, bist doch ein starker Kerl, Jaques!»

Der Vorarbeiter, dem etwas dämmerte, tat sein Möglichstes ohne jeden Erfolg. Dann weihte Monier ihn ein, daß er nun selbst Töpfe zu machen gedanke, unzerbrechliche Töpfe; der Töpfer brauche nun nicht mehr so viel zu liefern.

Der Gärtner hatte Drahtgeflecht genommen und es, nachdem er den Draht in die Form eines Blumenkübels gebogen hatte, mit mörtelartigem Zement, der rasch trocknete und sich fest mit dem Geflecht verband, beworfen und bestrichen. Die neuen Töpfe, die in der Form genau den alten glichen, waren durch diese sonderbare und bis dahin vollkommen unbekannte Zusammenstellung praktisch unzerbrechlich geworden — wenn es sich auch später herausstellte, daß ganz bestimmte Mischungen notwendig waren, um das Abplatzen einzelner Teile zu verhindern.

Der Jähzorn und die kostspieligen Folgen seiner Wutausbrüche hatten den alten Monier eine Erfindung machen lassen, deren Tragweite weder er noch Jaques oder sonst jemand aus der Gärtnerei ahnte. Sie hatten so

wenig eine Vorstellung von dem, was da geschaffen war, daß noch fast zwei Jahre hingingen, ehe Monier es wenigstens ahnte.

Aber eines Tages mußte das Gewächshaus erweitert werden, und der Maurer hatte Bedenken gegen das Ziehen einer massiven Wand, da der Boden an dieser Stelle wenig zuverlässig war. Nachdem der alte Monier sich durch einen Wutanfall erquidigt hatte, den der Maurer weiter nicht tragisch nahm, schlug er dem Mann vor, statt einer Ziegelmauer verdrahteten Zement zu nehmen. Es geschah trotz des Kopfschüttelns des Fachmannes, und der Beton mit dem Eisengeflecht erwies sich als ausgezeichnetes Baumaterial.

Nun erst nahm Monier auf alle Fälle ein Patent auf seine Erfindung, diese Entdeckung eines Baumittels, ohne das unsere heutigen Industriebauten, die mächtigen, riesenbögigen Brücken, Kuppeln, zahllose Architekturteile unmöglich wären.

Monier strengte sich nicht besonders an, seine Entdeckung bekannt und populär zu machen, immerhin erbat man von ihm Lizenzen, und eine Zeitlang sah es so aus, als ob der Gärtner doch einmal wie der Arme im Märchen aus dem Nichts einen Schatz machen würde. Aber Monier war kein Geschäftsmann wie etwa Hennebique, Baumeister und Architekt, der dreißig Jahre später, kurz vor der Wende des Jahrhunderts, ein neues Patent auf einen verbesserten Eisenbeton nahm. Seither haben deutsche, englische, amerikanische Ingenieure und Architekten den Eisenbetonbau zu einer Wissenschaft für sich erweitert, so umfangreich ist sein Anwendungsgebiet geworden.

Der alte Monier aber, der erst 1906 starb, und noch lange seine Gärtnerei beibehalten hatte, wurde in dieser Zeit immer mürrischer, während er Blumen züchtete und hie und da kleinere Summen für die Ausnützung seiner Erfindung bekam. Seit er keine Tontöpfe mehr hatte, die man zerschmeißen konnte, daß es knallte und prasselte, machte ihm die ganze Gärtnerei keinen richtigen Spaß mehr. Jaques hatte Marie geheiratet — so ließ er ihm die Pflanzerei und zog mit seiner Haushälterin in die Stadt.

Er hat noch viele Bauten gesehen, in denen Eisenbeton verwendet wurde — sein Eisenbeton, von dem er wirklich reichlich wenig hatte, — denn er lebte eher ärmlich als bescheiden, der Traum von einer bequemen Rente war längst verfliegen. Niemand kannte ihn, und viele Leute wunderten sich über den stämmigen, kleinen alten Mann, der vor den Neubauten mit einem halb bösen, halb grinsenden Gesicht stand, durch die Bauzäune lugte und murmelte:

«Blumentöpfe — meine Blumentöpfe — unzerbrechlich — schade.»

(Fortsetzung folgt)



Alpiner Geniesser

zuerst die Vorfriede der morgigen Tour-
dann den Genuss der rassigen Brissago

aber die alleinächte
Blauband
Brissago

ALTHAUS



Ihr schönes Profil

kommt voll zur Geltung, wenn Sie die neuen Vollsichtbrillen tragen: Zeiss-Perivist. Die Bügel lassen die Augen frei, fassen den Glasrand weiter oben und geben der Brille eine ganz neue, reizvolle Form, die mit den Gesichtszügen harmonisiert. Angenehmer, sicherer Sitz des Augenglases, volle Ausnutzung des großen Punktal-Blickfeldes.

ZEISS

PERIVIST

VOLLSICHT-BRILLEN
mit ZEISS-PUNKTAL
die vollkommene Sehhilfe

Bilderreiches Brillen-Album
Perivist 137 kostenfrei von
Carl Zeiss, Jena



Lassen Sie sich im optischen Fachgeschäft
die neuen Perivist-Brillen vorlegen!